GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Sounds Queer“. Ein Interview mit dem Filmemacher Dan Dansen über Feminismus, DJs und die Möglichkeit, mit Filmen die Welt zu verändern

Dansen, Dan

2015

https://doi.org/10.25595/3425

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dansen, Dan: *„Sounds Queer“. Ein Interview mit dem Filmemacher Dan Dansen über Feminismus, DJs und die Möglichkeit, mit Filmen die Welt zu verändern*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 24 (2015) Nr: 2, 92–100. DOI: https://doi.org/10.25595/3425.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v24i2.20979

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Europäische Kommission, 2014: Empfehlung der Kommission zur Stärkung des Grundsatzes des gleichen Entgelts für Frauen und Männer durch Transparenz vom 7.3.2014, C(2014) 1405 final

Lohnspiegel, 2015: Gender Pay Gap: Deutliche Unterschiede zwischen den Berufen. Internet: http://www.lohnspiegel.de/main/lohnspiegel-spezial/frauenlohnspiegel/gender-pay-gap-deutliche-unterschiede-zwischen-berufen (13.08.2015)

Scheele, Alexandra/**Jochmann-Döll**, Andrea 2015: Gender Pay Gap in Germany. Background Information to Develop New Solutions for an Old Problem. Country Research Report.

„Sounds Queer". Ein Interview mit dem Filmemacher Dan Dansen über Feminismus, DJs und die Möglichkeit, mit Filmen die Welt zu verändern

Femina Politica: Hallo Dan Dansen, als erstes würde ich Sie bitten, sich und Ihren Film „Sounds Queer" kurz vorzustellen.

Dan Dansen: Ich lebe und arbeite in Berlin, freiberuflich als DJ, Filmemacher und Fotograf. Ich habe Kulturwissenschaft und Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität Berlin studiert und 2014 mit Magister Artium abgeschlossen. Meine Magisterarbeit beschäftigt sich mit der Frage nach kapitalismuskritischen Perspektiven auf das Konzept queer. Da ich meine Magisterarbeit bei Professor Christina von Braun geschrieben habe, war es mir möglich, einen Teil als Film abzugeben. So entstand „Sounds Queer" als mein erster langer Dokumentarfilm. Inzwischen studiere ich weiterführend am Filminstitut der Universität der Künste Berlin in der Fachklasse „Narrativer Film" bei Thomas Arslan.

FP: Könnten Sie für unsere Leser*innen, die „Sounds Queer" (noch) nicht gesehen haben, kurz erklären um was es in dem Film geht?

Dan Dansen: „Sounds Queer" versteht sich als eine feministische Perspektive auf elektronische Musik. Auf den Spuren der drei DJs Tama Sumo, Resom und Ena Lind geht „Sounds Queer" der Frage nach, inwiefern weibliche Techno-DJs andere Erfahrungen machen als ihre männlichen Kollegen. Es ist ein Film, der drei DJs portraitiert und der einen subjektiven Einblick in ihre Lebenswelt und in ihre Auseinandersetzung mit diesem noch immer männlich dominierten Feld gibt. Die drei Protagonistinnen erzählen von ihrem Weg mit der elektronischen Musik: Tama Sumo legt bereits seit den 1990er-Jahren in Berlin auf und ist inzwischen Resident-DJ im Berghain, einem Club der es zur weltweiten Popularität gebracht hat. Resom bricht innerhalb des Films von Leipzig nach Berlin auf, um dort ihre DJ-Karriere voranzutreiben und Veranstaltungen im ://about blank zu organisieren, einem Club, der sich zwischen Techno-D.I.Y.-Kultur und kollektiven linken Strukturen bewegt. Ena Lind ist Orga-

nisatorin der europaweiten queeren und feministischen Partyreihe „Bend Over“ und will ihre DJ-Laufbahn nun weiter professionalisieren. Ausgehend vom Alltag der Protagonistinnen zeichnet „Sounds Queer“ ein Panorama um Berlin, Feminismus, Nerdtum, queeres Leben, die Liebe zur Musik und das Auflegen als Arbeit.

FP: Was war Ihre Motivation den Film „Sounds Queer“ zu drehen?

Dan Dansen: Meine grundlegende Motivation diesen Film zu drehen, entstand aus dem Wunsch, einen positiven, kraftvollen Film zu erschaffen, der Menschen Mut macht ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und es gemeinsam mit anderen nach den eigenen Wünschen zu gestalten. Musik ist für mich eine solche positive Kraft. Dies erlebe ich in meiner Arbeit als DJ und auch, wenn ich selbst auf der Tanzfläche stehe. Als DJ mit uneindeutigem Passing (Geschlechtszuweisung. d. Red.) habe ich aber auch diskriminierende, sexistische Erfahrungen gemacht. Deshalb hat es mich interessiert, ob andere DJs, die weiblich wahrgenommen werden, ähnliche Erfahrungen machen. Zudem wollte ich die Erfahrungen von Frauen dokumentieren, um sie mit anderen zu teilen, in der Hoffnung, dass dies eine ermächtigende Wirkung für Frauen oder sich als queer verstehende Menschen hat. Ich freue mich sehr, dass ich genau diese Rückmeldungen nach Screenings immer wieder bekomme. Der Film wurde auch in Club-Kontexte eingeladen und oft kommen – vor allem Frauen – auf mich zu und erzählen mir, dass der Film ihnen Mut macht, selbst mit dem Auflegen anzufangen. Das freut mich sehr und bestärkt mich in meiner Hoffnung, dass Filme die Welt ein Stück weit verändern können. Es ist eines der schönsten Geschenke, die ich als filmschaffende Person bekommen kann. In Podiumsdiskussionen und Publikumsgesprächen merke ich allerdings auch, dass es einen großen Diskussionsbedarf zum Thema Sexismus in der elektronischen Musik gibt. Oftmals sagen sich Veranstalter*innen, dass sie gerne etwas ändern würden, aber nicht wissen wie. In diesem Fall freue ich mich, dass ich auf bereits langjährig bestehende, feministische Netzwerke verweisen kann, die sich genau mit dieser Basis-Arbeit beschäftigen. Ich danke dabei female:pressure für unermüdliche Vernetzungs- und Aufklärungsarbeit und freue mich, dass ich auch auf Ena Lind und ihr neues Projekt „Mint Campus“ hinweisen kann. „Mint Campus“ ist ein Projekt, das in Berlin daran arbeitet, auf unterschiedlichen Ebenen Frauen in der Clubkultur zu stärken: durch Vernetzungsangebote und Workshops, in denen Frauen das Auflegen lernen und auch das Produzieren. Wer weiblich positioniert ist und das Auflegen mit Vinyl lernen möchte: Resom gibt dort immer wieder Workshops. Zu „Mint Campus“ gehört außerdem die Partyreihe Mint, bei der nur Frauen auflegen.
Eine weitere Motivation, den Film zu drehen, war, dass ich mich sehr oft an den klischeehaften Bildern störe, die in Filmen von Frauen vermittelt werden. Deshalb war mein Wunsch Frauen auf eine Art und Weise darzustellen, wie ich sie wahrnehme. Zudem war mir wichtig, Frauen selbst über ihre Musik sprechen zu lassen, über ihre Arbeit und über ihr Leben – in erster Linie als Menschen und dann in der zweiten

Perspektive auch als Frauen. Dies war für mich wesentlich, da Frauen oft speziell als Frau befragt werden, nicht aber in erster Linie als Expert*innen. Da gerade in technischen Bereichen oftmals Männer glauben, Frauen die Technik erklären zu müssen, freue ich mich darüber, dass „Sounds Queer" dieses Verhältnis umkehrt und drei wunderbare DJs – die auch Frauen sind – allen Zuschauenden erklären wie das Auflegen funktioniert.

FP: Wie haben Sie die Ihrem Film porträtierten Djanes ausgewählt?

Dan Dansen: Eine kurze Bemerkung vorab zum Wort „DJane": Ich verstehe das Bedürfnis Berufe zu gendern, um so auch auf der sprachlichen Ebene Sichtbarkeit herzustellen. Allerdings halte ich die Wortschöpfung „DJane" für eher unglücklich und kenne wenige Frauen, die sich als „DJanes" bezeichnen. Im Gespräch mit Tama Sumo, Ena Lind und Resom war Konsens, dass sie sich als DJ bezeichnen und das Wort DJane nicht verwenden oder sogar ablehnen. Das ist der Grund, warum ich von DJs spreche, auch wenn Personen gemeint sind, die sich weiblich positionieren. In der Auswahl selbst bin ich sehr subjektiv vorgegangen: Ich habe Tama Sumo, Ena Lind und Resom angesprochen, weil mich ihre Musik und die Art wie sie auflegen sehr inspiriert hat. Zudem wollte ich DJs aus unterschiedlichen Kontexten und an unterschiedlichen Punkten ihrer Karriere begegnen, um ein umfassendes Bild von dem Beruf des DJs zu zeigen. Eine grundlegende Idee war einen Film über das Auflegen als Arbeit, also einen Film über Arbeit, zu machen. Der Ausgangspunkt war deshalb die Musik und damit die Arbeit der drei Protagonistinnen. Letztendlich war es Zufall, dass sich alle drei DJs in queeren oder lesbischen Kontexten verortet sehen. Für mich hat es aber die Frage aufgeworfen, warum es in queeren Kontexten mehr Raum für weibliche DJs gibt – eine Frage, die dann auch von den Protagonistinnen innerhalb des Filmes verhandelt wird.

FP: Die Themen, die Sie in „Sounds Queer" behandeln, sind für Sie kein Neuland. Gab es für Sie im Zuge der Arbeit an dem Film dennoch Überraschungsmomente oder neue Erkenntnisse in Bezug auf die Thematiken, an die „Sounds Queer" anknüpft? Wenn ja, welche?

Dan Dansen: Es ist leider wahr, dass Sexismus (nicht nur) in der elektronischen Musik kein neues Thema ist. Dennoch ist das Ausmaß der strukturellen Diskriminierung für mich immer wieder erschütternd. In der Arbeit an „Sounds Queer" und meiner theoretischen Magisterarbeit hatte dies sehr unterschiedliche Facetten. Meine theoretische Arbeit wollte ich zuerst zum Thema Gender in der elektronischen Musik schreiben. Auf einer ganz basalen Ebene war ich dann bei meiner Recherche sehr überrascht davon, wie dünn die Forschungslage diesbezüglich ist. Zum Zeitpunkt meiner Arbeitsphase gab es so wenig theoretische Grundlage, dass ich mein ursprüngliches Thema verworfen habe, weil die grundlegenden Analyse-Werkzeuge fehlten.

Im Rahmen des Filmes bzw. meiner Recherche war ich sehr überrascht über das Ausmaß der Ungleichheit in den Line-Ups (Besetzungen. d. Red.). Auch das ist nichts Neues, aber in einer intensiven Recherche explizit auf der Suche nach weiblichen DJs war ich doch bestürzt, wie wenige Frauen es in vielen Line-Ups, vor allem von großen Clubs, gibt.
Während meiner Recherche kam die Frage auf, inwiefern selbst Musikgeschmack als gegendert zu begreifen ist. Ich war auf der Suche nach Frauen, die auch Techno auflegen und zum damaligen Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, dass Frauen in größeren Clubs eher ‚weniger harte' Musik auflegen oder aber für ‚softere housige' Sets gebucht werden. Dann fing ich an, mich zu fragen, inwiefern vielleicht auch die Rezeption von Musik bereits gegendert ist und Musik anders wahrgenommen wird, je nachdem welche Genderposition der*dem DJ zugeschrieben wird. „Sounds Queer" und die drei Protagonistinnen gehen diesen Fragen nach.
Sehr positiv überrascht war ich von den Erzählungen von Tama Sumo, Ena Lind und Resom, die sich durch Diskriminierungserfahrungen nicht entmutigen lassen, die trotz allem ihren Weg gehen und dabei weder verbittert noch dogmatisch geworden sind. Sie teilen die Analyse von sexistischen Diskriminierungsstrukturen, aber haben für sich einen widerständigen Umgang damit gefunden. Zudem hat mir gut gefallen, dass alle drei solidarisch sind und ihre Erfahrungen auf unterschiedliche Weise zu politischem Engagement geführt hat, das andere Frauen dabei unterstützt, ihren Weg zu gehen.

FP: „Sounds Queer" portraitiert drei in Berlin tätige weibliche DJs. Insofern gibt der Film einen subjektiven Einblick in die Lebenswelt und in die Auseinandersetzung der drei Protagonistinnen mit diesem noch immer männlich dominierten Berufsfeld. Gehen Sie davon aus, dass andere weibliche DJs an anderen Orten ähnliche Erfahrungen machen? Wie würden sie die Merkmale dieser diskriminierenden Struktur(en) beschreiben?

Dan Dansen: Ganz generell lässt sich sicher sagen, dass der Bereich der elektronischen Musik nicht der einzige Bereich ist, in dem Frauen strukturelle Diskriminierung erfahren. Auch sind Frauen nicht die einzigen, die nachteilig von struktureller Diskriminierung betroffen sind. Wir leben in einer Gesellschaft, die dafür sorgt, dass ein gerechter Zugang zu Ressourcen bisher nicht gegeben ist. Was strukturelle Diskriminierung unterschiedlicher Kategorien jedoch gemeinsam hat, ist, dass es dabei immer um die Sicherung der Hegemonie von dominanten Gruppen geht, die nicht bereit sind ihre Privilegien zu teilen.
Konkret auf den Bereich der elektronischen Musik bezogen sind strukturelle Diskriminierungen von Frauen an der Tagesordnung. Das lässt sich leider auch an den meisten Line-Ups von Festivals oder Clubs ablesen, wo wir lange davon entfernt sind auch nur über eine Quote von 50% Frauen zu sprechen, auch wenn es vereinzelt Clubs wie das ://about blank gibt, die auf eine paritätische Besetzung des

Line-Ups achten. Das hat auch damit zu tun, dass das Auflegen als ein technischer Beruf gilt und Frauen in unserer Gesellschaft zugeschrieben wird, dass sie sich besser um emotionale als um technische Belange kümmern können. Da es sich dabei um ein strukturelles Problem handelt, das durch das binäre Zwei-Geschlechter-System hervorgebracht wird, sind dies Erfahrungen mit denen Frauen immer wieder konfrontiert werden. „Sounds Queer" thematisiert dies durch die ähnlichen Aussagen von Tama Sumo, Ena Lind und Resom, die unabhängig voneinander ähnliche Diskriminierungserfahrungen beschreiben: ihnen wird die technische Kompetenz abgesprochen – sowohl von Männern als auch von Frauen – und sie werden oft dafür wahrgenommen, dass sie als Frau auflegen – und nicht in erster Linie dafür, was und wie sie auflegen.
Zudem gibt es auch im Bereich elektronischer Musik die viel besprochene „Gläserne Decke", die es Frauen erschwert, in die Bereiche aufzusteigen, in denen dann die Spitzenverdiener rangieren. Dabei handelt es sich nicht nur um Merkmale der Szene der elektronischen Musik – wir haben ein gesamtgesellschaftliches Problem mit strukturellem Sexismus. Statistisch gesehen verdienen in Deutschland Frauen noch immer 23% weniger als Männer, im gleichen Beruf und in der gleichen Position.

FP: Ena Lind betont die Notwendigkeit queere Lebensentwürfe nicht nur innerhalb der queeren Szene zu leben, sondern diese auch nach außen zu tragen, um die Sichtbarkeit zu erhöhen und Menschen den Zugang in die Szene zu erleichtern. Teilen Sie diese Sicht? Wie schätzen Sie das Spannungsfeld zwischen der Funktion einer queeren Szene als Schutzraum einerseits und dem offensiven Kampf für mehr Sichtbarkeit und Präsenz queerer Lebensentwürfe im öffentlichen (heteronormativ geprägten) Raum andererseits ein?

Dan Dansen: Queere Räume, wie auch Frauenräume sind meiner Meinung nach noch immer wichtig, weil dort Menschen, die an anderen Orten Diskriminierungen wie Homophobie oder Sexismus erfahren, gute Erfahrungen machen können und in Austausch mit Menschen treten können, die ähnliche Diskriminierungen erlebt haben. Diese Strukturen bieten wichtigen Support, der beim Finden eines geeigneten Umgangs mit gewaltvollen Erfahrungen Unterstützung bieten kann – dies schließt die Schwulenberatung ebenso mit ein wie Beratungsstellen zum Umgang mit sexualisierter Gewalt oder informelle Strukturen, in denen sich Menschen gegenseitig unterstützen.
Zudem kann es für Frauen beispielsweise eine sehr ermächtigende Erfahrung sein, den Umgang mit DJ-Equipment innerhalb einer Frauen-Gruppe zu lernen, weil sie sich dort nicht gegen Männer behaupten müssen, die meinen, dass Frauen ohnehin nicht viel Ahnung von Technik haben. Diese Räume sind die notwendige Grundlage für viele Menschen, sich in heteronormativen oder sexistisch geprägten Räumen zu bewegen. Ich halte dies daher – und so habe ich auch Ena Lind verstanden – nicht für eine Entweder-Oder-Frage, sondern eher für eine Sowohl-Als-Auch-Notwendigkeit.

Solange unsere Gesellschaft noch immer in binären Geschlechterstrukturen denkt, halte ich Sichtbarkeit außerhalb von queeren Räumen zudem auf jeden Fall für wichtig, weil sie vielen von uns im Alltag das Leben erleichtern kann. Dies ist sozusagen realpolitisch gesprochen. Auf einer kritischen und utopischen Ebene denke ich aber, dass Menschen nie angemessen repräsentiert werden können und dass in der Idee der Repräsentation bereits eine grundlegende Struktur zu erkennen ist, von der ich mir wünsche, dass wir sie gesellschaftlich überwinden. So verstehe ich auch den Diskurs zwischen bestimmten feministischen Positionen und queeren/queer-feministischen Positionen: Solange Frauen noch immer weniger als Männer bezahlt werden, werde ich nicht aufhören, die Frauenquote und gleiche Bezahlung zu fordern, auch wenn ich gleichzeitig auf einer kritischen Ebene der Überzeugung bin, dass es „die" Frauen nicht gibt und ich das binäre Denken, das Menschen in Geschlechter und andere hierarchisch angeordnete Positionen einteilt, als Ganzes zurückweise.
Queere Räume haben aber noch ein weiteres Potential, das für mich in dem utopischen Gehalt des Begriffes queer liegt. Utopie kann mit José Esteban Muñoz verstanden werden als ein Modus, durch die Kritik der Gegenwart ein Bild zu zeichnen, wie eine mögliche Vergesellschaftung in der Zukunft aussehen könnte. Queer bedeutet eine Utopie, einen Entwurf einer Zukunft und wird so begreifbar als ein Zustand, der noch nicht oder nur in Momenten im Hier und Jetzt zu finden ist. Und diese Momente finden sich in queeren Räumen. Auch Orten, die in „Sounds Queer" gezeigt werden, wohnt dieses utopische Potential inne: es sind Orte, an denen sich Individuen innerhalb ihrer Differenzen als Teil eines Kollektivs erfahren können, Orte, an denen andere Lebensweisen und eine Utopie in Momenten aufblitzen können. Aus diesen Momenten kann auch das Potential zu einer politischen Bewegung entstehen, die die Gegenwart verändern will.
Andererseits stellt sich auch ganz zentral die Frage, wer Zugang zu diesen Räumen hat und inwiefern in diesen Räumen Diskriminierungsstrukturen reproduziert werden. Gerade im Hinblick auf Rassismus und Klassenverhältnisse – aber nicht nur – gibt es erhebliche Probleme in queeren Räumen. In dieser Hinsicht müssen queere Räume auf jeden Fall an ihrer Zugänglichkeit arbeiten.

FP: Im schriftlichen Teil Ihrer Magisterarbeit haben Sie sich mit den Angriffs- bzw. Leerstellen des Konzeptes „Queer" und deren Vereinnahmung durch neoliberale Marktlogiken beschäftigt. Was genau verstehen Sie unter „queer"? Inwieweit sind queere Szenen, beispielsweise queerer Techno in Berlin, die in „Sounds Queer" abgebildet werden, Orte die Gefahr laufen, neoliberalen Logiken zu folgen?

Dan Dansen: Eine der Erkenntnisse aus meiner Magisterarbeit war, dass es nicht möglich ist, von „den Queers" oder „der queeren Community" zu sprechen, da die Differenzen innerhalb eines solchen imaginierten Ganzen viel zu groß sind. Deshalb hoffe ich, mit meinem Film nicht den Eindruck erweckt zu haben, dass es *eine* queere

Berliner Techno-Szene in diesem Sinn gibt. Ich denke die Szenen in Berlin sind um einiges heterogener und ich würde daher eher versuchen, es umgekehrt zu fassen: elektronische Musik hat eine lange Tradition queerer Geschichte und ist deshalb auch für viele Personen, die sich queer verorten ein Anknüpfungspunkt.
Ich verstehe „queer" als einen genuin politischen Begriff und sehe ihn im Kontext seiner Entstehungsgeschichte aus den feministischen, schwulen und lesbischen Bewegungen, den Kämpfen von Trans*-Menschen, sowie dem HIV-/AIDS-Aktivismus der 1970er und 1980er-Jahre in den USA.
Queer ist charakterisiert als ein Begriff der Verneinung, als ein Konzept, das identitäre Angebote (in Bezug auf Geschlecht) zurückweist und nach anderen Formen sucht, eine gemeinsame Perspektive in politischen Kämpfen zu entwickeln. Als politische Bewegung geht es bei queer um Widerstand gegen die Herrschaft der (heterosexuellen) Normalisierung, indem essentialistische Identitätskonstruktionen als Herrschaftseffekt begriffen werden. Queer bietet somit die Möglichkeit, eine Anti-Identitätspolitik zu führen und hat das Potential zur Allianzbildung und zur Solidarität. Dieses Potential kann angesichts der Vereinzelung – die eine Folge kapitalistischer Vergesellschaftung ist – kaum hoch genug eingeschätzt werden.
Für mich ist queer zudem ein utopischer Begriff: Queer kann als ein Horizont von Möglichkeiten verstanden werden, die in einzelnen Momenten bereits jetzt verwirklicht sind und eine mögliche Zukunft erahnen lassen. Als herrschaftskritisches Projekt birgt queer damit die Chance einer Kritik, die auf eine gesellschaftliche Totalität abzielt und somit auch die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderung jenseits von Reform. Der utopische Begriff queer kann ein Motor sein, sich nicht mit dem Zustand der Gegenwart abzufinden. Ich verstehe queer außerdem als einen notwendig unabgeschlossenen Begriff. Die Offenheit und die Reflexivität bergen Potential für emanzipative Politik, aber ebenso die Gefahr der politischen Instrumentalisierung und der Vereinnahmung. Zudem wird unter dem Label queer in Deutschland oftmals eher Reformpolitik gemacht, teilweise ist es als essentialistisches Identitätskonzept an die Stelle der Begriffe lesbisch oder schwul getreten oder wird als Sammelbegriff verwendet. In diesen Auffassungen verliert queer das Potenzial zum radikalen Hinterfragen gesellschaftlicher Verhältnisse und bietet auch die Möglichkeit der Vereinnahmung.
In Bezug auf queere Theorie und Kapitalismus ist eine der geläufigeren Thesen, dass sich die Ökonomie des Begehrens, die in der Queer Theory thematisiert wird, in eine postmoderne Konsumkultur einfügt. Diese zeichnet sich durch die Ausdifferenzierung der Produktpalette und der Konsument*innen aus – also durch eine Pluralisierung. Mit dieser Perspektive kann gefragt werden, wie in bestimmten Bereichen Begehren verkauft wird. Dieser Punkt trifft mit Sicherheit auch auf die Szene elektronischer Musik zu. Neben dem politischen Aspekt, den das Schaffen queerer Räume birgt, sind Clubs dennoch Teil kapitalistischer Ökonomie, Orte in denen Geld verdient wird und in denen Waren verkauft werden. Hier stellt sich die Frage, wem diese Räume zugänglich sind und wer zahlungskräftig genug ist, um in diesen Räume zu konsumieren.

Queere Räume befinden sich damit an einer Schnittstelle zwischen öffentlichen Räumen – zu denen theoretisch alle Zugang haben – und privaten Räumen, die durch bestimmte Mechanismen (z.B. Geld) im Zugang reguliert sind. Sie befinden sich damit im Spannungsfeld zwischen der Ermöglichung von Freiräumen und potentiellen Politisierung einerseits und der kapitalistischen Vereinnahmung sowie der damit einhergehenden Ent-Politisierung andererseits. Die Verbindung von Kapitalismus und queerer Politik ist also nicht eindeutig zu einer Seite hin aufzulösen, da queer identifizierte Subjekte selbst tief mit den ökonomischen Verhältnissen verstrickt sind und auch die Pluralisierung der Lebensformen selbst ein Produkt kapitalistischer Vergesellschaftung ist. Die Frage ist zudem, wie der Begriff queer innerhalb von Clubs oder Szene verstanden wird. Die Gefahr liegt sicherlich darin, dass queer als ein Lifestyle-Konzept oder aber als eine essentialistische Identität verstanden wird, wodurch Sexualität wiederum in den Bereich des Privaten verlagert wird: dann wird sie zum Konsumgut, wodurch eine Verhandlung von gesellschaftlichen Verhältnissen aktiv verhindert wird. Man kann sogar weiter gehen und argumentieren, dass queer innerhalb eines neoliberal-kapitalistischen Systems dann auf Differenz als kulturelles Kapital abzielt. Dadurch erfährt queer die Aufwertung eines ‚radical chic'. Diese Aufwertung gilt aber nur für bestimmte queere Lebensentwürfe, die im neoliberalen Kapitalismus als das Bild der Selbstverwirklichung schlechthin ideologisiert werden. Diese Vereinnahmung des Begriffes queer wird erst durch die Ent-Politisierung (Naturalisierung) von Sexualität möglich. Dabei wird vor allem männliche Homosexualität diskursiv mit der Loslösung von Verpflichtungen und zügelloser Lust verknüpft. Das Spektakel vom Tabubruch, von Pluralisierung und Skandal kann auf diese Weise leicht in eine nur noch durch den Markt bestimmte (Mittelklasse-)Pluralität integriert werden. Damit wird eine Vision privatisierter Freiheit propagiert, die sich jenseits politischer Kämpfe befindet. Auf dieser Welle surfen sicherlich auch einige Partys oder Orte, die sich als queer labeln.
Aber was die Frage nach der Vereinnahmbarkeit dieser Räume angeht: dies ist nicht eine spezielle Problematik queerer Räume, sondern betrifft jegliche politische Strategien. Das Besondere am Kapitalismus in seiner neoliberalen Ausprägung ist, dass das Individuum als Subjekt vereinzelt wird und gleichzeitig dazu angehalten wird, sein ganzes Wesen mit in den Arbeitsmarkt mit einzubringen, seine Hobbys, seine Jugend und schlussendlich auch seine Sexualität. Die Frage ist, inwiefern wir Gegenstrategien entwickeln können und inwiefern es Bereiche gibt, in denen wir uns gegen eine neoliberale Vereinnahmung wehren können. Da Kapitalismus ein flexibles System ist, müssen auch die Gegenstrategien flexibel und wachsam bleiben. Zudem funktionieren Gegenstrategien nur solidarisch und kollektiv.

FP: Zu guter Letzt noch eine Frage, die etwas allgemeiner ist: Sie haben Kulturwissenschaft studiert. Wie schätzen Sie das kritische Potential von Kunstproduktion im Allgemeinen, von Film im Speziellen ein undwas trägt ein Film wie beispielsweise „Sounds Queer" zu feministischen Kämpfen bei?

Dan Dansen: Da ich inzwischen auch am Filminstitut der Universität der Künste Berlin studiere, spreche ich nicht nur als Kulturwissenschaftler, sondern auch als Künstler und Filmemacher. In beiden Perspektiven sind diese Fragen für mich zentral und ein Motor, der mich in meinem Arbeiten antreibt. Ich denke, dass sie für jede Arbeit neu beantwortet werden müssen.
Aber allgemeiner gesprochen beinhaltet Kunstproduktion – wie auch das Konzept queer – immer beide Möglichkeiten: die kritische Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse und das Aufzeigen utopischer Momente auf der einen Seite und die Affirmation gesellschaftlicher Verhältnisse auf der anderen Seite. Mir geht es in meinen eigenen Arbeiten immer darum – wie Jean-Luc Godard es einmal formuliert hat – Filme politisch zu machen. Filme entstehen nicht in einem luftleeren Raum, sondern sind eingebettet in gesellschaftliche Verhältnisse. Dazu muss Film sich verhalten und er hat als eine Art heterotopischer Raum (im Anschluss an Foucault) das Potential, Menschen auf einer anderen Ebene zu erreichen als etwa Analysen oder Statistiken. Er hat die Möglichkeit, Menschen in eine Welt einzuladen, die sie noch nicht kennen und in ihnen (im Anschluss an Muñoz) das Begehren nach einem anderen Zusammenleben, nach einer anderen Gesellschaft zu erwecken.
Ein Film wie „Sounds Queer" kann ein kleiner Teil von größeren feministischen Kämpfen sein. Einerseits ist „Sounds Queer" eine klassische feministische Erzählung, die versucht, einen Teil von Frauengeschichte zu schreiben. Es geht aber auch darum, feministische Perspektiven darzustellen und Menschen einzuladen, sich mit dieser Perspektive auseinander zu setzen. Er bietet zudem das Potential der Ermächtigung, da er Individuen aus ihrer Vereinzelung heraus anspricht und Diskriminierungserfahrungen als strukturell begreifbar macht. Dies kann ein erster Ansatzpunkt für Frauen sein, sich mit feministischen Positionen auseinander zu setzen. Er birgt somit das Potential der Politisierung.
Eine Vereinnahmung durch neoliberale Marktlogiken kann nur schwer vollständig verhindert werden, da Kapitalismus ein sehr flexibles und anpassungsfähiges System ist. Aber ich denke, dass „Sounds Queer" das Potential hat, eine solidarische Struktur aufzuzeigen und gegen die Vereinzelung der Subjekte vorzugehen. Ich hoffe, dass „Sounds Queer" auch als ein utopischer Film verstanden wird, indem er ein Bild von Möglichkeiten entwirft, das Menschen dazu motiviert, gemeinsam mit anderen für eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu kämpfen.

Das Interview führte Nicola Nagy

Mehr Informationen über die Arbeiten von Dan Dansen unter: www.bikepunkproductions.de
Mehr Informationen zum Film unter: www.soundsqueer.de